

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1895

55 (24.2.1895)

Ein Schlag gegen die deutsche Industrie.

Es ist bekannt, daß England trotz „Freihandel“ eine recht ausgiebige Schutzpolitik betreibt und den Import vom Kontinent unter den verschiedensten Vorwänden zollpflichtig macht. Im Laufe der letzten Jahre hat diese Praxis mit Hilfe der Gesetzgebung sehr intensive Fortschritte gemacht und die englische Geschäftswelt ist von dem eingeschlagenen Verfahren so erbaute, daß sie, natürlich immer unter starker Betonung ihrer unumwandelbaren freihändlerischen Ueberzeugung, eine weitere Beeinträchtigung der Auslandskonkurrenz anstrebt. Der neueste (in der vorgefrigen Nummer telegraphisch gemeldete) Vorstoß in gedachte Richtung kehrt seine Spitze zwar dem Scheine nach nur gegen den der einheimischen freien Arbeit Eintrag thnenden Wettbewerb der fremden, insbesondere der deutschen Gefängnisarbeit. Der Einfuhr von in ausländischen Gefängnissen angefertigten Waaren soll nach der im Unterhause eingebrachten und von der Mehrheit ohne Abstimmung zum Beschluß erhobenen Resolution Howard Vincent's unverzüglich zu Leibe gegangen werden. Aber man müßte die in englischen Geschäftskreisen gegen den ausländischen, insbesondere den deutschen, Wettbewerb herrschende Gehässigkeit schlecht kennen, um zu glauben, daß es bei der Proskription der als „Gefängnisarbeit“ stigmatisirten Artikel sein Bewenden behalten werde. Von der „Gefängnisarbeit“ spricht man, die Gesamtheit der Industrie ist aber in Wahrheit gemeint. Wir haben uns mit der Rolle, welche die deutsche Gefängnisarbeit auf dem englischen Absatzmarkt angeblich spielen soll, wiederholt beschäftigt und an der Hand gerade englischer amtlicher Berichte und Enquetes dargethan, wie wenig die festgestellten Thatsachen dem von interessirten englischen Kreisen vollführten Lärm entsprechen. Das hält indessen die Gegner der deutschen Konkurrenz nicht ab, sich des Schreckbildes der deutschen Gefängnisarbeit auch fernerhin für ihre Agitation zu bedienen. Natürlich ist es ihnen nur dem Scheine nach um Fernhaltung der angeblichen Gefängnisarbeit, in Wahrheit aber um konsequente Ausschließung jeder unheimlichen Waare deutschen Ursprungs zu thun. Die Bezeichnung derselben als „Gefängnisarbeit“ würde angebrachtermaßen die denkbar bequemste Handhabe bieten, den Importeuren von made-in-Germany-Artikeln ihr Geschäft so zu verleidern, daß sie es schließlich, an den Nagel hängen. Damit wäre das Endziel der Agitation unter scheinbar uneingeschränkter Wahrung des Freihandelsprinzips erreicht. Die Regierung hat zu der oben erwähnten Resolution eine Haltung eingenommen, welche im Grunde ein halbes Entgegenkommen bedeutet. Auch in den amtlichen Kreisen hält man sich, wie aus der Erklärung des Präsidenten des Handelsamts hervorgeht, gar nicht erst lange bei der Vorrede auf, sondern thäte den konkurrenzwidrigen englischen Geschäftskreisen lieber heute als morgen den Gefallen, mit der deutschen Einfuhr — es ist immer nur von „Gefängnisartikeln“ die Rede — reine Bahn zu machen. Nur das Wie? bereitet der Regierung noch Schwierigkeiten, da es an untrüglichen Unterscheidungsmerkmalen zwischen freier und Gefängnisarbeit fehlt. Doch warum sollten sich dergleichen nicht mit einigem guten Willen aufstreben lassen? Das in Aussicht genommene Untersuchungskomitee müßte schon einen abnorm geringen Scharfsinn entwickeln, um die auf seine Thätigkeit gesetzten Hoffnungen zu täuschen.

Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg. Die deutsche Waareneinfuhr nach England kann sich daher auf neue Placereien gefaßt machen.

Deutscher Reichstag.

Berlin, 22. Februar.

(Ergänzung des telegraphischen Berichts.) Abg. v. Elm (Soz.) fortfahrend: Der Grund, den die Regierung aus der höheren Belastung des Tabaks in anderen Staaten für eine weitere Belastung bei uns hernehme, sei durchaus hinfällig; denn berücksichtige man z. B. die Belastung des Tabaks in Amerika und bei uns unter dem Gesichtspunkte des verschiedenen Wertes des Geldes, so ergebe sich, daß bei uns der Tabak schon höher belastet sei als in Amerika, wo die Billigkeit der Nahrungsmittel ins Gewicht falle. Vergleiche man an der Hand der regierungsseitig gegebenen Zahlen die Gestaltung der Tabakindustrieverhältnisse bei uns mit denen in Amerika, so komme man zu dem notwendigen Ergebnis, daß nach Annahme der Vorlage mindestens 35 000 Arbeiter entlassen werden müßten. Redner schildert eingehend die soziale Lage der in der Tabakindustrie beschäftigten Personen und deren gedrückten Standard of Life, schlechte Gesundheitsverhältnisse, und knüpft daran die dringende Mahnung, die Lage derselben nicht noch mehr zu verschlechtern. Redner folgert aus dem mit der Vorlage verbundenen Abzug der Fabrikation von dem Norden Deutschlands nach dem Süden eine schwere Beeinträchtigung des Tabakhandels von Hamburg und Bremen, da der Tabak über Holland bezogen werden würde. (Beifall bei den Sozialdemokraten.)

Bundesbevollmächtigter für Sachsen-Meinungen entgegnet auf den Vorwurf des Redners, daß die Beschaffung der Mittel für die Militärvorlage doch keine Kulturmission bedeute, dies sei ein entscheidender Irrthum, denn nur ohne Beumruhigung im Frieden gebe es Handel, Verkehr und Industrie und ein starkes Heer sei ein fester Ball gegen feindliche Invasion. Was die Projekte der Reichseinkommensteuer und Reichserbschaftsteuer betreffe, so seien beide nicht ausführbar, weil dadurch den Einzelstaaten sehr wesentliche Einnahmequellen entzogen werden würden.

Abg. Brünings (nat.-lib.) kann eine Schädigung der Tabakindustrie durch die Vorlage nicht erkennen. Stimmt im wesentlichen der Vorlage zu und billigt die Verweisung an eine Kommission.

Abg. Schneider (freil.) spricht sich gegen die Vorlage aus, da dieselbe nicht nur eine Mehrbelastung bedeute, sondern mit ziemlicher Sicherheit eine zukünftige weitere Steuererhöhung voraussehen lasse. Die freisinnige Volkspartei lehne, obwohl sie gegen die Militärvorlage gestimmt habe, die Verpflichtung zur Kostenbedeckung nicht ab, könne aber den jetzt vorgeschlagenen Weg nicht billigen. Redner hält es für möglich, daß selbst bei Beibehaltung des gegenwärtigen Gewerbesteuer- und Meiereieinnahme durch den Tabak zu erzielen sei. Daß in dem Wegfall der Kontrolle für die Tabakfabrikanten eine Erleichterung liege, gebe er zu, aber die statt derselben einzuführende Beglaubigung der Fakturen sehe alzu sehr nach dem grünen Tische aus. Redner hofft, daß die Vorlage in der Kommission ein ehrenvolles Begräbniß finden werde.

Präsident v. Levetzow verwahrt sich gegen den vom Redner im Eingang seiner Ausführungen gemachten Vorwurf, daß er nicht früher zum Wort gekommen sei, unter dem Hinweis darauf, daß eine Rednerliste hier nicht existire, Redner sich also auf eine frühere Meldung nicht berufen könne. Zudem sei Redner von den drei kleinen Parteien der Linken der dritte, welcher zum Worte gekommen sei. (Sehr wahr, rechts.)

Abg. Schulz-Lupig (Reichspartei) erklärt namens eines Theils seiner Partei, daß derselbe dem vorliegenden Entwurfe zustimme. Redner hat die Zuversicht, daß sich unter der Billigkeit dieses Gesetzes wieder der Tabakbau entwickeln werde.

Darauf wird die Diskussion geschlossen und die Vorlage an eine Kommission von 28 Mitgliedern überwiesen. Präsident v. Levetzow theilt mit, daß vom Abg. Richter eine Interpellation eingebracht sei, betreffend die Anordnung der

Reichstagsersitzung im 11. Weimarschen Wahlkreise unter Zugrundelegung der Wählerlisten vom Mai 1893, was dem Wahlreglement von 1869 zuwiderlaufe und die Wahl von vornherein ungültig machen würde. Interpellant fragt an, ob der Reichskanzler davon Kenntnis habe, eventuell ob er beabsichtige, die Weimarsche Regierung aufzufordern, vor der Wahl die Aufstellung neuer Wählerlisten vorzunehmen. Nächste Sitzung: Montag 1 Uhr. Tagesordnung: Die oben mitgetheilte Interpellation; Reichsfinanzvorlage. Schluß 6 1/2 Uhr.

Theater, Kunst und Wissenschaft.

Janie.

Musikalisches Idyll in 3 Akten von E. Jacques-Dalcroze.

Im Königl. Hoftheater zu Stuttgart gelangte am letzten Mittwoch ein neues Bühnenwerk zur Aufführung, das, wie wir bereits nach der Kenntnisaahme des Klavierauszuges gemuthmaßt hatten und wie es nun die sehr beifällige Aufnahme der Stuttgarter ersten deutschen Aufführung des musikalischen Idylls mit einiger Gewißheit annehmen läßt, bald auf allen besseren deutschen Bühnen erscheinen und sich ein trautes Plätzchen zwischen Smetana's böhmischen Dorfjungen und Humperdinck's deutscher Waldhülle erobern dürfte. Mehr und mehr sehnt sich das moderne Theaterpublikum nach neuen friedlich stillen und blumenreichen Opernwerken, auf denen es ierweil von den erschütternden Ausbliden auf die Sturmfluthbrandeten und himmelanragenden Felsenklippe der Wagner'schen Tonbramen raffen und sich zu neuem Genießen des Erhabenen erholen könnte, und die sympathische Erwartung, welche Smetana's immerhin etwas allzu böhmischen Opern zu Theil gemorden —, und der jauchzende Jubel, mit dem Humperdinck's echt deutsches Märchen-spiel bewillkommt worden ist, dürften zu einem guten Theil dem beglückenden Gefühl der gehüllten Schaulust entspringen sein. Frankreich, das unsere Bühnen in früheren Jahren so reichlich mit lebenswürdig feinen und in Handlung und Musik gleich fesselnden Opernwerken beschenkt hat, scheint im Laufe der letzten Jahrzehnte zu sehr für derartige harmlosigkeiten geworden zu sein; wenigstens ist seit Maillart's „Gibchen des Eremiten“ kein neueres und wirklich durchaus lebensfähiges Werk dieses Genres mehr zu uns herübergekommen, und nun ist es die französische Schweiz, die uns aus allem Hauber ihrer Natur hervor mit der „Janie“ ein neues, die schönsten Eigenschaften der Natur: Frische, Anmuth und Farben- und Formenfülle in sich tragendes Werk spendet.

Der Verfasser des nach einer Novelle von Georges de Beyr-brune gedichteten entzückenden Librettos zur „Janie“ ist ein Herr Philippe Godet in Neuchâtel, Sohn eines französischen Sprachlehrers, der, wenn wir recht berichtet worden sind, dereinst auch der Lehrer Ihrer Königl. Hoheit der Großherzogin gewesen ist, und ein geistvoller Dichter, als welcher er sich durch mehrere werthvolle Monographien, so besonders durch sein treffliches, den Maler Auguste Bachelin behandelndes Werk „Art et patrie“ (Paris, Fischbacher) bekannt gemacht hat. In schöner Sprache und in wohlklingenden Reimen behandelt Godet in der „Janie“ die Geschichte eines durchaus braven Dorfknaben, das in treuer Jugendneigung dem von allen Dorfbewohnern geringschätzig behandelten Korbflechter und Leiermann Hans zugethan ist, und das, als ihr der von einem reichen Rathsherrn gestiftete, eintausend Thaler betragende Jugendpreis und damit das Recht zu einer sofortigen Vermählung mit einem von ihr zu wählenden Manne zufällt, die tausend Thaler dem Vater schenkt, damit dieser mit dem Gelde einen gleichfalls um sie oder vielmehr um ihre Wittigkeit werbenden Gläubiger zufriedustellen könne, und Herz und Hand vor allem Volke dem armen Leiermann, dem Gefährten ihrer Kindjahre, zu eigen gibt. Die geschicht dramatisirte Fabel, in welcher neben den beiden Hauptpersonen, Hans und Janie, der Pfarrer des Ortes, die drei Gemeinderäthe, zu denen auch Janie's Vater und dessen Gläubiger, der reiche Bauer Baltasar, gehören, sowie Luis, eine verlassene Geliebte des Leiermannen, ziemlich bedeutsame Rollen spielen, interessiert vom Anfang bis zum Ende des Werkes, und die lustigen Volkschöre, eine sehr

Feuilleton.

Wachdruck verboten.

Zwischen Liebe und Pflicht.

Novelle von R. Sommer. (Fortsetzung.)

Ihre Stimme drach in Schluchzen, aber nur einen Moment, dann sagte sie sich gewaltsam.

„Sind Sie nun zufrieden, Herr Doktor? Sie wußten es, wie sehr der Knabe an mir hing. Sie wußten auch, daß ich seine letzten Augenblicke ihm würde erleichtert haben — aber Sie wollten lieber grausam, namenlos grausam sein, als mir eine Bitte erfüllen.“

Er war bleich geworden, während sie sprach, und er hatte das Auge senken müssen, er vermochte doch ihrem ersten anklagenden Blick nicht stand zu halten. Aber nun war es zu Ende mit seiner Ruhe.

Er sagte hart ihren Arm und sagte in strengem düstern Ton: „Sie reden im Fieber, Fräulein, gehen Sie auf Ihr Zimmer, Sie sind krank.“

„Krank?“ Sie sagte mit beiden Händen nach den klopfenden Schläfen — ja vielleicht wurde sie's, es hämmerte dort mit Gewalt und auf dem Kopf lag es so drückend schwer — aber vorher mußte sie sich doch die Seele losprechen von all dem Groll und all der Dual, die sich darin angesammelt, sie hätte sonst in Bitterkeit erstickt müssen. O, wie sie den Mann dort haßte! Und wie sie das Verlangen in der Brust trug, das glühende Verlangen, ihm auch einmal wehe thun zu können bis auf's Blut. Mit zorniger Bewegung machte sie sich los von seiner Hand und der Mund öffnete sich schon wieder zu einem Wort, aber es blieb auf den bleichen Lippen haften. Vor ihren Augen flimmerte und leuchtete es und dann ward es dunkel, sie griff tastend um sich und fiel dann schwer gegen die Schulter des Mannes, der sie noch rechtzeitig aufzufangen hatte.

In den Anlagen des großen D'schen Konzertgartens bewegte sich eine glänzende Gesellschaft. Unter dieser war auch Frau v. Wattenberg mit ihrer Tochter. Sie saßen mit der Elite der Gesellschaft dort an einem der grünen Tische und waren in eifrigster Unterhaltung. Wenigstens Marie war voll sprudeln-

der Raune, sie lachte und scherzte unaufhörlich und neckte sich mit dem Heutnant v. Eichfeld, der ihr gegenüber saß und ihr eifrig den Hof machte. So wie sie da saß, mit leuchtenden Augen und lächelnden Lippen, hatte nichts Raum in ihrer Seele als die Luft des Augenblicks, kein ernster Gedanke haftete hinter dieser kindlichen Stirn.

Aber es war es mit Frau v. Wattenberg. Die kalten Augen blickten noch strenger wie gewöhnlich, eine düstere Wolke lag auf ihrer Stirn und zerstreut hörte sie dem Gespräch ihrer Nachbarinnen zu, ihr Blick folgte unablässig ihrem Gemahl, welcher mit dem Kommerzienrath in den Laubgängen auf- und niederwandelte.

Nach kurzer Weile kehrte dieser allein zur Gesellschaft zurück. Der Baron hatte sich entfernt. Er sei voll Sorge gewesen um seinen Knaben und wolle nur einmal nach dem Patienten sehen, läme aber in kurzer Zeit wieder zurück, war die Erklärung des alten Herrn auf die Frage der Baronin.

Diese aucte bei den Worten leicht zusammen und das bleiche Gesicht wurde noch fohler. Der Wurm der Eifersucht nagte an ihr und ließ ihr keine Ruhe.

Deßhalb also hatte ihr Gemahl so fest darauf bestanden, daß sie dieses Konzert besuchte, trotz des trüben Vorfalls von heute Morgen, er ging nicht aus Sorge um sein Kind, er wollte bloß die schöne, blasse Pilegerin sehen und ungehört sprechen. O, sie durchschaute das Spiel und haßte dies Mädchen, das in ihre Rechte griff, haßte sie bis in den Tod.

Wenn sie nur auch fort könnte — aber das ging nicht, es würde Aufsehen erregen, sie mußte bleiben mit der nagenden Unruhe im Herzen, während er —

Ein erleichterndes Athemzug hob plötzlich ihre Brust, dort kehrte er ja schon wieder zurück an der Seite des Doktors, beider Antlitze war tieferrn. Es wußte zu Hause etwas vorgefallen sein.

„Es erhob sich logisch und trat den beiden Herren entgegen. „Es ward schlimmer mit Hermann?“

Der Doktor verbeugte sich grüßend, indem er zugleich die bange Frage verneinte.

„Sie dürfen sich Ihres Kindes wegen beruhigen — es ist etwas anderes, wovon ich Sie zu benachrichtigen komme. Ihr kleiner Neffe ist vor einer Stunde gestorben.“

„Ah so, ist das Kind tot? Nun ja, wir konnten es ja er-

warten,“ sagte sie ruhig, ohne eine Spur von Erschrecken oder Theilnahme. „Gut für ihn und uns, er war doch eine große Last und — eine unangenehme Erinnerung.“

Ein finsterner Blick ihres Gemahls traf sie bei den herzlosen Worten, er schnitt ihr die weitere Rede ab.

„Meine Gemahlin und ich werden uns unter diesen Umständen nach Hause begeben müssen, Herr Doktor. Sie haben wohl die Güte, Marie von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen und sie zugleich dem Schutze der Frau Amtsrichter Wehrtenz zu übergeben. Sie würde sich höchst ungern von der animirten Gesellschaft trennen, und wozu auch — der Jugend gehört das Leben und die Lust, später —“

Er lächelte bitter und reichte seiner Gemahlin den Arm.

„Eins hätte ich fast vergessen Ihnen zu sagen, gnädige Frau,“ begann der Doktor noch wieder. „Ich habe Hermann in die Obhut des Kammermädchens geben müssen, Fräulein Rinsing war doch zu angegriffen, sie erlag einer Dünndarm. Ob es sich hier um eine augenblickliche Nervenabspannung oder um eine ernsthafte Krankheit handelt, läßt sich noch nicht bestimmen. Jedenfalls muß sie für einige Tage Ruhe haben.“

„Auch das noch, wie fatal!“ erwiderte die Baronin mit gerunzelter Stirn. „Auch bei dem Dienstpersonal hat man auf Nerven Rücksicht zu nehmen — die Sensibilität greift ja in wahrhaft erschreckender Weise um sich.“

„Ja, ich finde auch, daß das Gefühl bei solch armen Wesen höchst überflüssig ist, die Vorsehung hätte ihnen dies fählich sparen können,“ fügte der Baron in scharfer Weise hinzu, indem er mit bestiger Bewegung den Arm seiner Gemahlin fahren ließ und sich an den Doktor wandte: „Nicht war, sie werden alles Mögliche thun, Herr Doktor, um einer Krankheit bei der jungen Dame vorzubeugen — ich möchte nicht, daß ihre heldenhafte That von heute Morgen so böse Folgen hätte.“

„Was in meinen Kräften heßt, wird geschehen, Herr Baron. Sollte gegen Abend ein Fieber sich einstellen, so benachrichtigen Sie mich wohl.“

Noch eine gegenseitige Verbeugung und Herr und Frau von Wattenberg schlugen den Heimweg ein, während der Doktor weiter in den Garten hineinschritt und sich der in einiger Entfernung befindlichen Gesellschaft näherte.

(Fortsetzung folgt)

